

# Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

1

Herausgegeben von  
Jürgen Friedrichs, Karl Ulrich Mayer  
und Wolfgang Schluchter

Aus dem Inhalt:

*Thomas Schweizer* †: Wie versteht und erklärt man eine fremde Kultur?

*Christian Joppke*: Einwanderung und Staatsbürgerschaft  
in den USA und Deutschland

*Rolf Becker und Markus Nietfeld*: Arbeitslosigkeit und Bildungschancen von  
Kindern im Transformationsprozeß

*Marc Szydlík*: Erben in der Bundesrepublik Deutschland

*Daniel Weimer, Mark Galliker und Carl F. Graumann*:  
Die Heidelberger Akzeptanz-Skala

*Yasemin Niephaus*: Der Einfluss vorehelichen Zusammenlebens auf die  
Ehestabilität

*Wulf Hopf*: Waren die Ostdeutschen moralische Marionetten?

*Heiner Meulemann*: Wessen Marionetten?

Nachrufe auf Niklas Luhmann, Dietrich Goldschmidt und Hans Anger

Berichte vom Soziologiekongress 1998 in Freiburg

## Sonderdruck

Über den Buchhandel nicht zu beziehen.  
© 1999 Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen/Wiesbaden

Westdeutscher Verlag

## ERBEN IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

## Zum Verhältnis von familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit\*

Marc Szydlík

*Zusammenfassung:* Über Erbschaften in der Bundesrepublik Deutschland ist bislang nur sehr wenig bekannt. Dabei handelt es sich um ein überaus wichtiges soziologisches Forschungsthema. Erbschaften sind Ausdruck familialer Solidarität und sie haben unübersehbare Folgen für soziale Ungleichheit. Die empirischen Analysen auf der Basis des Alters-Survey belegen: Vererbungen tragen einerseits dazu bei, dass soziale Ungleichheit reproduziert wird. Andererseits sind sie direkte Ursache der Vergrößerung sozialer Differenzen. Sie bevorteilen Personen aus höheren Bildungsschichten und benachteiligen diejenigen, die es von Haus aus ohnehin wesentlich schwerer haben, höhere soziale Positionen zu erreichen. Hauptschulabgänger erben wesentlich seltener und deutlich weniger als Akademiker. Das gilt ebenfalls für Ostdeutsche im Vergleich zu Westdeutschen. Die erheblich niedrigere Vermögensausstattung von Ostdeutschen wirkt sich somit deutlich auf ihre Erbschaftschancen und -höhen aus. Die Differenzen zwischen Frauen und Männern fallen bei Erbschaften im Vergleich dazu wesentlich geringer aus.

## I. Einleitung

Vererbung ist in der Soziologie ein stark vernachlässigter Forschungsgegenstand. Dies ist um so bedauerlicher, da es sich hierbei um ein wichtiges soziologisches Thema handelt. Für die heutige Bundesrepublik Deutschland gilt dies mehr denn je: In den letzten 50 Jahren wurde ein immenses Vermögen angehäuft, das weder durch Kriegshandlungen noch durch Inflation entwertet wurde. Einer Generation von Erblassern steht damit eine Generation von Erben gegenüber.

Dies hat vielfältige Folgen, und zwar sowohl auf der familialen als auch auf der gesellschaftlichen Ebene. Drei Aspekte sind dabei von besonderer Bedeutung. Erstens wirken sich (prospektive) Erbschaften auf die Generationenbeziehungen in der Familie aus; sei es zu Lebzeiten der Erblasser, sei es danach. Zweitens existieren weitreichende ökonomische

\* Eine frühere Fassung dieses Beitrags wurde in dem von Martin Kohli geleiteten Forschungscolloquium am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin, auf der Sitzung der Sektion 'Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse' des Soziologiekongresses in Freiburg sowie auf der gemeinsamen Herbstkonferenz 1998 des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung und der Längsschnittwerkstatt Berlin-Brandenburg vorgestellt. Für hilfreiche Kommentare danke ich mich des weiteren bei zwei anonymen Gutachtern sowie den Herausgebern dieser Zeitschrift. Der Alters-Survey wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt des Beitrags liegt beim Autor.

Folgen, wenn für die im Zuge des 'Wirtschaftswunders' gegründeten kleinen und mittelständischen Betriebe massenhaft Nachfolger gesucht werden. Und drittens – so die Hypothese für die folgenden empirischen Analysen – haben Erbschaften immense Auswirkungen auf die gegenwärtige und zukünftige soziale Ungleichheit. Je größer das private vererbte Vermögen in einem Land ist, um so mehr beruhen soziale Differenzen auf mortis-causa-Transfers. Für die Bundesrepublik Deutschland ('Germoney') ist dies demnach mehr als je zuvor der Fall. Erbschaften stellen somit ein soziologisches Forschungsthema dar, das weit über rein familiensoziologische Aspekte hinausreicht. Zum einen fallen Betriebsweitergaben in den Bereich der Arbeits- und Wirtschaftssoziologie. Zum anderen repräsentieren mortis-causa-Transfers ein immer wichtiger werdendes Forschungsthema im Bereich der Soziologie sozialer Ungleichheit und der Sozialstrukturanalyse.

Die Vernachlässigung von Vererbung als soziologisches Forschungsthema liegt nicht zuletzt daran, dass darüber nur spärliche Informationen vorliegen. Von der amtlichen Statistik werden seit 1979 keine Informationen über die Zahl der Erbschaften mehr erhoben, und bis 1978 wurden nur solche Vererbungen berücksichtigt, die erbschaftssteuerpflichtig waren und oberhalb der Freibetragsgrenze lagen (Schlmann 1992: 246; Lauterbach und Lüscher 1996: 77f.; Antwort der Bundesregierung 1996: 28). Was die aktuellen und kurzfristig prognostizierten gesamten Erbschaftshöhen in der Bundesrepublik Deutschland angeht, stammen bislang die zuverlässigsten – allerdings aber auch sehr groben – Informationen von Banken. Die Deutsche Bundesbank schätzt im Oktober 1993, dass in der Bundesrepublik Deutschland pro Jahr etwa 100 bis 200 Milliarden DM an privatem Sach- und Geldvermögen vererbt werden. Innerhalb von zehn Jahren werden demnach insgesamt ein bis zwei Billionen DM hinterlassen. Da in der Bundesrepublik jährlich circa 0,9 Millionen Menschen sterben, ergibt sich ein mittlerer Betrag von 110.000–220.000 DM pro Verstorbenen – dabei sind hier sowohl Erblasser als auch Personen enthalten, die überhaupt nichts vererben (Antwort der Bundesregierung 1996: 27f. und eigene Berechnungen).

Dies sind allerdings nur pauschale Angaben zum gesamten Ausmaß der Erbschaften. Empirische Analysen zu soziologischen Fragestellungen sind damit nicht möglich. In repräsentativen Stichproben werden entsprechende Fragen nur äußerst selten gestellt. Immerhin wird bei einer Abfrage von Erbschaften in doppelter Hinsicht privates Terrain beschritten. Einerseits geht einer Vererbung der Tod eines zumeist nahen Verwandten voraus – mit entsprechenden emotionalen Belastungen und mehr oder weniger lang andauernden Trauerzeiten. Andererseits sind Fragen nach Vermögenswerten generell riskante Unterfangen, weil sie häufig mit einer geringeren Antwortbereitschaft in Bezug auf die Vermögensfragen und die Untersuchung insgesamt einhergehen (item und unit non-response).

Eine der wenigen Quellen über Erbschaften in der Bundesrepublik Deutschland – leider nur in Hinblick auf Erbschaften in der 'alten' Bundesrepublik von 1961 bis 1988 – ist das Sozio-ökonomische Panel. Diese Daten sind m.W. bisher für zwei Studien verwandt worden (Schlmann 1992; Lauterbach und Lüscher 1996). Demnach haben 13,8 Prozent der Haushalte in der 'alten' Bundesrepublik zwischen 1961 und 1988 etwas geerbt (Schlmann 1992: 247).<sup>1</sup> Die entsprechenden Untersuchungsergebnisse sind jedoch mit Vorsicht

<sup>1</sup> Engel (1985: 247) kommt unter Verwendung der 'Transferumfrage 1981' (ebenfalls durch-

zu genießen. Schломann (1992: 245f.) stellt fest: „Insgesamt gaben 582 von 4544 befragten Haushalten an, Erbschaften seit 1960 erhalten zu haben. ... Die Nachweisquote der Erbschaften ist gering. Wenn man davon ausgeht, dass die Mehrheit der Personen zur Lebensmitte eine Erbschaft durch Tod der Eltern bzw. des letzten überlebenden Elternteils oder des Ehepartners erhalten hat, eine nicht unerhebliche Zahl von Personen sogar schon früher, müßte der Anteil der Haushalte mit Personen, die eine Erbschaft in der Vergangenheit angetreten haben, deutlich über 50 % liegen und somit ungefähr viermal so hoch sein wie tatsächlich beobachtbar.“ Damit sind die Ergebnisse zu Vererbungen auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels insgesamt hinterfragbar. Es werden offenbar mehr Erbschaften verschwiegen als genannt, und es ist nicht auszuschließen, dass die verschwiegenen Erbschaften anderen Mustern folgen als die angegebenen.

Neuerdings können mit dem Alters-Survey, einer im Jahre 1996 erhobenen repräsentativen Stichprobe von 40–85jährigen in der Bundesrepublik Deutschland, empirische Analysen über Vererbungen durchgeführt werden. Dabei wird sowohl nach bisherigen als auch nach zukünftigen Erbschaften gefragt. Mit dem Alters-Survey sind erstmals auch Analysen über Vererbungen in Ostdeutschland möglich.

Die zentrale Frage für den vorliegenden Beitrag lautet: Inwieweit wird durch Vererbung soziale Ungleichheit (re-)produziert? Drei Dimensionen sozialer Ungleichheit stehen dabei im Mittelpunkt der Untersuchung: Region (Ost- vs. Westdeutsche), Geschlecht und soziale Schicht. Der Beitrag gliedert sich folgendermaßen: Zunächst werden in Abschnitt II die drei oben erwähnten Aspekte in Bezug auf die Folgen von Vererbungen näher ausgeführt, nämlich familiäre Generationenbeziehungen, Betriebsübergaben und soziale Ungleichheit. Abschnitt III bietet einen kurzen Überblick über den Alters-Survey und die verwandten Variablen. Im vierten Abschnitt, der aus zwei Teilen besteht, werden die empirischen Ergebnisse dokumentiert. Zunächst werden Informationen über Verbreitung und Umfang von Erbschaften geliefert, mittels derer auch die allgemeine Bedeutung des Forschungsthemas eingeschätzt werden kann. Schließlich wird genauer untersucht, welche Personengruppen zu den Begünstigten bzw. Benachteiligten in punkto Erbschaft zählen. Der Beitrag schließt mit einer kurzen Zusammenfassung der wichtigsten Befunde sowie dem Versuch, zukünftige Perspektiven aufzuzeigen.

## II. Theoretische Vorüberlegungen und Hypothesen

### 1. Familiäre Generationenbeziehungen

Vererbungen sind Ausdruck familiärer Generationenbeziehungen, und zwar sowohl zu Lebzeiten der Erblasser als auch danach. Vermögende ältere Familienmitglieder sind eher in der Lage, familiäre Solidarität anzuregen, wenn sie explizit oder implizit mit Vererbungen locken oder mit Enterbungen drohen können. Es ist zwar in der Bundesrepublik Deutschland aus juristischen Gründen so gut wie unmöglich, seine nächsten Verwandten zu ent-

geführt von Infratest Sozialforschung im Auftrag des Sonderforschungsbereichs 3 ‚Mikroanalytische Grundlagen der Gesellschaftspolitik‘ auf einen Anteil von 8,5 Prozent: „Von den insgesamt ca. 23 Millionen Haushalten in der Bundesrepublik haben knapp 2 Millionen nach 1960 eine Erbschaft erhalten.“

erben (es sei denn, sie hätten dem Erblasser nach dem Leben getrachtet). Der so genannte Pflichtteil besteht jedoch nur aus der Hälfte des Vermögens, das ohne ein entsprechendes Testament anfallen würde.<sup>2</sup> Reiche Großeltern und Eltern können somit eher Hilfeleistungen ihrer Nachkommen anregen, die nach dem Ableben vergolten werden. Gleichzeitig können vermögende Verwandte eher ihre (Macht-)Position in der Familie erhalten und möglichen Widerspruch abwehren.<sup>3</sup> Da vor allem die Männer in der Familie über das Vermögen verfügen (vgl. z.B. Weinert 1993), sind besonders sie in der Lage, dieses Gewinnbringende einzusetzen.

Vererbungen stellen Verbindungen zwischen verstorbenen und lebenden Familiengenerationen her. Dies trifft besonders dann zu, wenn nicht Geld, sondern Sachen vererbt werden – also beispielsweise das Haus der (Groß-)Eltern, der Familienschmuck oder alte Möbel. Produktiver Familienbesitz wie Familienbetriebe im Handwerk oder in der Landwirtschaft sind ebenfalls Erbschaften, die Familiengenerationen über den Tod hinaus miteinander verknüpfen (vgl. Bertaux und Bertaux-Wiame 1991). Es muss sich auch nicht nur um materiell wertvollen Besitz handeln. Das Familiengedächtnis (Halbwachs 1925) wird beispielsweise auch durch Briefe, alte Heiratsurkunden, die Familienbibel, Tagebücher oder Fotos unterstützt. Oft sind es bestimmte Familienmitglieder, die in der Verwandtschaft als ‚Bewahrer des Familiengedächtnisses‘ identifiziert werden – sei es ungeachtet der Person (z.B. wenn der älteste Sohn vom Vater die Taschenuhr des Großvaters überreicht bekommt), sei es aufgrund des besonderen Bemühens um die Aufrechterhaltung familiärer Bindungen über mehrere Generationen hinweg (z.B. wenn sich ein Familienmitglied als Hobby-Genaloge erweist; vgl. Segalen 1993). Aber selbst reine Geldübertragungen berühren emotionale Ebenen, wenn beispielsweise unterschiedliche Erbschaftshöhen zwischen Geschwistern als Indikator für das Ausmaß der elterlichen Zuneigung interpretiert werden. Immerhin handelt es sich bei Erbschaften um den letzten Kommunikationsvorgang zwischen Familienangehörigen (Ariès 1978; Medick und Sabeau 1984; Segalen 1984; Kosmann 1998).

### 2. Vererbung von Betrieben

Familiäre Generationenbeziehungen spielen häufig auch bei intergenerationalen Übertragungen von Produktivvermögen eine wichtige Rolle. Gleichzeitig ist insbesondere die Weitergabe mittelständischer Firmen und Betriebe von großer gesamtgesellschaftlicher Bedeutung (z.B. aufgrund der Steuereinnahmen, der Arbeitsplätze und der mittelständisch geprägten Unternehmensstruktur in der Bundesrepublik). Allein in Westdeutschland suchen Schätzungen zufolge im Zeitraum zwischen 1996 und 2005 etwa 700.000 Mittelständler ihren Nachfolger. Sogar jeder dritte Eigentümer eines Handwerksbetriebs wechselt in dieser Zeit in den Ruhestand (iwd 1996).

<sup>2</sup> Die Festlegung von Pflichtteilen bei Vererbungen wird häufig als Beispiel für eine Schwächung der Familie durch staatliche Eingriffe angeführt (z.B. Le Play 1871; Riehl 1922; Janowitz 1976; vgl. Kohli 1997). Für Untersuchungen über Testamente siehe Wagner et al. (1996: 291f.) sowie Kosmann (1998).

<sup>3</sup> Diese These wird auch durch die Untersuchungsergebnisse gestützt, dass mit ihrem Lebensstandard zufriedene Eltern bzw. erwachsene Kinder eher von einem engen Verhältnis zur anderen Generation berichten (Szydlak 1995).

Zu den daraus folgenden Problemen gehört das Finden einer geeigneten Nachfolgerin bzw. eines geeigneten Nachfolgers. Selbst wenn sich die Eltern wünschen, dass die Tochter oder der Sohn die Firma übernimmt, und selbst wenn die Nachkommen dafür geeignet sind, müssen die Kinder nicht dazu bereit sein. Dies gilt besonders dann, wenn trotz hohen Arbeitseinsatzes nur geringe Erträge zu erreichen sind. Schätzungen zufolge bleibt nur ein Viertel der westdeutschen Firmen mit einem Umsatz zwischen 100.000 und 250.000 DM, für die zwischen 1995 und 2000 ein Nachfolger gesucht wird, tatsächlich in der Familie. 30 Prozent gehen an Mitarbeiter bzw. Externe; 46 Prozent werden stillgelegt oder zerlegt (iwd 1996). Ein ‚Nebeneffekt‘ dieser Entwicklung ist, dass der Übergang in den Ruhestand zu einer Unternehmenskonzentration führen kann.

Zwischen 1995 und 2000 müssen in der Bundesrepublik etwa 300.000 zumeist mittelständische Familienunternehmen einen neuen Inhaber finden (Bös und Kaiser 1996: 2). Dabei sind Konflikte zwischen Familiengenerationen vorprogrammiert (Felden 1997). Gerade bei Familienbetrieben macht es Sinn, den Besitz bereits zu Lebzeiten zu übertragen. Es ist häufig im Interesse der Firma – und auch der Familie –, eine allmähliche Übergabe der Entscheidungsbefugnisse zu vollziehen, so dass die zukünftige jüngere Firmenleitung von den bisherigen Erfahrungen profitieren kann. Dennoch werden die Übergaben in der Realität oft nicht von langer Hand vorbereitet (Künemund und Mücke 1990: 17f., 23).

### 3. Soziale Ungleichheit

Insbesondere in Hinblick auf soziale Ungleichheit liegt die immense Bedeutung von Vererbungen auf der Hand. Drei Dimensionen sozialer Ungleichheit sind dabei besonders relevant und bedürfen entsprechender empirischer Analysen: regionale Disparitäten (Ost- vs. Westdeutsche), Geschlecht und soziale Schicht.

*Ost- vs. Westdeutsche:* Die naheliegende Hypothese lautet: Ostdeutsche erben wesentlich seltener und erheblich weniger als Westdeutsche. Der Hauptgrund hierfür ist die vergleichsweise geringe Vermögensausstattung und Eigentümerquote in den neuen Bundesländern auf Grund der Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik. Die Möglichkeit, privates Vermögen aufzubauen, das dann später weitervererbt werden konnte, war in der DDR sehr eingeschränkt (vgl. auch Szydlak 1993). Gleichzeitig wanderten insbesondere vermögende Bevölkerungsgruppen in den Westen ab. Kohli (1994: 51) spricht demnach auch von einer „Erschwerung der Kapitaltransfers zwischen den Generationen in der Familie“. Es ist damit davon auszugehen, dass hinsichtlich der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit durch mortis-causa-Transfers komparative Analysen für Ost- und Westdeutsche relativ große Diskrepanzen zutage fördern werden.

*Geschlecht:* Frauen haben von jeher weniger geerbt als Männer. Familienbesitz (z.B. landwirtschaftliche Höfe in Gebieten mit Anerbenrecht) wurde zumeist an männliche ‚Stammhalter‘ weitergegeben (vgl. Rosenbaum 1982: 49ff., 60ff.). Mittlerweile hat sich jedoch einiges geändert. Töchter und Söhne sind rechtlich prinzipiell gleichgestellt, und es bedarf entweder des Einverständnisses der Erben oder eines (juristisch einwandfreien) Testaments, dass Erblasser bestimmte Kinder bevorzugen und andere benachteiligen können. Dafür spricht auch die gesunkene Geschwisteranzahl. Je mehr Kinder als potentielle Erben vor-

handen sind, um so eher dürften Diskriminierungen zwischen Töchtern und Söhnen eine Rolle spielen. Die gesunkene Anzahl landwirtschaftlicher Höfe und kleiner Betriebe führt zudem dazu, dass weniger Stammhalter notwendig sind (vgl. Kosmann 1998: 149). Dennoch dürfte insbesondere bei der Übergabe von Höfen und Betrieben das Geschlecht der Kinder weiterhin von Bedeutung sein.

Kosmann (1998) findet in ihrer Untersuchung von Nachlassakten des Nachlassgerichtsbezirks Dortmund heraus, dass im Jahre 1985 im Vergleich zu 1960 eine größere Gleichbehandlung unter den Kindern erfolgte. Sie stellt fest, dass es weniger die Erbschaft an sich ist, die Töchter und Söhne voneinander unterscheidet, sondern die Erbschaftshöhe. Söhne seien eher Haupterbe reicher Testierender, Töchter erhalten eher etwas von ärmeren Erblassern.

Für die folgenden empirischen Analysen lässt sich somit die These aufstellen, dass geschlechtsspezifische Unterschiede im Vergleich zu den Ost-West- und schichtspezifischen Differenzen wesentlich geringer ausfallen dürften. Für Erbschaften dürfte eher von Bedeutung sein, wer die Eltern waren, als ob man Tochter oder Sohn ist. Dennoch sind weiterhin – relativ geringe – Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern in der Form zu erwarten, dass Männer höhere Erbschaften erhalten als Frauen.

*Soziale Schicht:* Schichthöhere Eltern unterstützen ihre Kinder über ihren gesamten Lebenslauf auf vielfältige Weise und tragen damit dazu bei, dass sich soziale Ungleichheit reproduziert. Eine Reihe von Je-Desto-Sätzen soll dies verdeutlichen:

Je höher die soziale Schicht der Eltern ist,

- desto häufiger besuchen die Kinder das Gymnasium und nicht die Haupt- oder Realschule,
- desto häufiger schließen die Kinder die Schule mit dem Abitur ab,
- desto häufiger besuchen die Kinder die Universität,
- desto besser ist ihre berufliche Ausbildung und ihr Beruf,
- desto höher sind ihre Arbeits- und Renteneinkommen,
- desto besser sind ihre Arbeitsbedingungen,
- desto größer ist ihre Arbeitsplatzsicherheit bzw. desto geringer ist ihr Arbeitslosigkeitsrisiko,
- desto eher erhalten sie von ihren Eltern auch im Erwachsenenalter private intergenerationale monetäre Transfers (Motel und Szydlak 1999).

Es ist nicht zu erwarten, dass Vererbungen die große Ausnahme in Hinblick auf die intergenerationale Reproduktion sozialer Ungleichheit darstellen. Eltern mit höherer Bildung gelingt es zumeist, dass auch ihre Kinder höheren Bildungsschichten angehören (z.B. Müller 1986; Mayer und Blossfeld 1990; Mayer und Solga 1994; Henz und Maas 1995). Gleichzeitig weisen bisherige Untersuchungen für die ‚alte‘ Bundesrepublik Deutschland darauf hin, dass Kinder mit höherem Bildungsabschluss eher etwas erben (Engel 1985; Schlomann 1992). Bildungshöhere Eltern ermöglichen ihren Kindern demnach nicht nur eine bessere Schul- und Berufsausbildung, sondern auch höhere Erbschaften.<sup>4</sup> Für die folgenden Analysen lautet die zentrale Frage somit nicht, ob höhere Schichten

<sup>4</sup> Lauterbach und Lüscher (1996) finden auf der Basis des Sozio-ökonomischen Panels heraus, dass die Erbschaftswahrscheinlichkeit mit den Einkommensgruppen steigt.

eher etwas erben als niedrigere (es wäre überraschend, wenn sich dies nicht ergeben würde), sondern welches Ausmaß diese schichtspezifischen Unterschiede haben.

### III. Daten

Der *Alters-Survey* (Dittmann-Kohli et al. 1995, 1997) wurde von der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (Berlin) und der Forschungsgruppe Psychogerontologie (Nijmegen) in Kooperation mit infas-Sozialforschung (Bonn) durchgeführt. Die bundesweit repräsentative Stichprobe umfasst die zwischen 1911 und 1956 geborene deutsche Bevölkerung in Privathaushalten. Sie wurde auf der Grundlage von Einwohnermeldeamtsdaten aus 290 Gemeinden gezogen und nach Altersgruppen und Geschlecht geschichtet, so dass für Frauen und Männer der drei Altersgruppen der 40–54jährigen, der 55–69jährigen und der 70–85jährigen etwa gleich große Teilstichproben vorliegen (868, 851, 822, 957, 684 bzw. 656 Personen). Bei Angabe von Populationsparametern wird dem disproportionalen Stichprobendesign durch Verwendung entsprechender Populationsgewichte Rechnung getragen. Ein Drittel der 4.838 Befragungspersonen rekrutiert sich aus den neuen Bundesländern, zwei Drittel aus den alten (1.596 bzw. 3.242 Personen). Die Erhebung verlief in drei Schritten: Zunächst wurde den Befragten ein halbstandardisiertes psychologisches Instrument vorgelegt – ein bereits mehrfach eingesetztes Satzergänzungsverfahren zur Erhebung der Selbst- und Lebenskonzeption. Anschließend wurde ein rund 45minütiges standardisiertes Interview durchgeführt sowie schließlich ein schriftlicher Fragebogen zum Selbstaussfüllen bei den Befragten hinterlassen. Die Rücklaufquote für diesen schriftlichen ‚Drop-Off‘ lag bei 83,4 Prozent (4.034 Personen). Künemund (1998) stellt fest, dass die Datenqualität insgesamt als sehr gut bezeichnet werden kann. Der Drop-Off beinhaltet 56 Fragen; zwei davon behandeln Erbschaften.

Die erste Frage lautet: „Nun zu etwas ganz anderem: Haben Sie oder Ihr (Ehe-)Partner schon einmal etwas geerbt? Bitte denken Sie dabei auch an kleinere Nachlässe“. Wenn diese Frage bejaht wurde: „Aus dem Nachlaß welcher Personen stammt diese Erbschaft bzw. stammen diese Erbschaften? Bitte kreuzen Sie alle Personen an, von denen Sie etwas geerbt haben!“. „Eigene Eltern“; „Eltern des (Ehe-)Partners“; „Großeltern“; „Großeltern des (Ehe-)Partners“; „Andere (bitte angeben)“. „Wenn Sie einmal alles zusammenrechnen, wie hoch wäre der heutige Wert dieser Erbschaften in etwa insgesamt?“. „unter 5.000 DM“; „5.000 bis unter 25.000 DM“; „25.000 bis unter 100.000 DM“; „100.000 bis unter 500.000 DM“; „500.000 bis unter 1.000.000 DM“; „1.000.000 DM und darüber“. Die zweite Frage bezieht sich auf zukünftige Erbschaften: „Erwarten Sie oder Ihr (Ehe-)Partner in Zukunft eine oder mehrere Erbschaften? Bitte denken Sie dabei auch an kleinere Nachlässe“. Bei einer Bejahung dieser Frage wurde wiederum mittels der bereits genannten Betragsgruppen erhoben: „Wie hoch könnte insgesamt der Wert dieser Nachlässe ungefähr ausfallen?“.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Man könnte argumentieren, dass ein Nachteil des Alters-Survey in bezug auf Erbschaften darin liegt, dass erst 40jährige befragt werden. Lauterbach (1995) zeigt jedoch, dass die ab 1930 geborenen Kinder den Tod ihrer Eltern ab dem vierten Lebensjahrzehnt erleben (Tod des Vaters durchschnittlich mit 40 Jahren, Tod der Mutter mit etwa 45–47 Jahren; vgl. Arrondel et al. 1996). Zudem wird beim Alters-Survey nach allen bisherigen Erbschaften

## IV. Befunde

### 1. Verbreitung und Umfang

Tabelle 1 dokumentiert, wie viele 40–85jährige in der Bundesrepublik Deutschland bereits etwas geerbt haben oder noch zukünftige Erbschaften erwarten. Zusätzlich dazu werden die Gesamt-Erbschaftsanteile dokumentiert, d.h. es wird festgestellt, wie hoch der Anteil mit bisherigen oder zukünftigen Erbschaften ist. Dabei werden auch Vererbungen an den (Ehe-)Partner berücksichtigt, jedoch keine Erbschaften an andere Haushaltsmitglieder.

Tabelle 1: Bisherige, zukünftige und gesamte Erbschaften

|                          | West | Ost  | Frau | Mann | Haupt | Real | Univ. | Gesamt |
|--------------------------|------|------|------|------|-------|------|-------|--------|
| Bisherige Erbschaft      | 50,2 | 41,2 | 46,9 | 48,0 | 42,2  | 53,4 | 57,5  | 47,4   |
| – Erbschaft ab 5.000 DM  | 41,7 | 25,6 | 36,2 | 39,0 | 32,8  | 42,6 | 47,3  | 37,6   |
| – von (Schwieger-)Eltern | 44,1 | 34,6 | 40,6 | 42,0 | 37,4  | 46,4 | 47,8  | 41,3   |
| – Erbschaft ab 5.000 DM  | 37,9 | 22,5 | 32,8 | 35,0 | 29,8  | 38,3 | 41,6  | 33,9   |
| – von Eltern             | 36,3 | 28,1 | 32,9 | 34,7 | 30,7  | 37,4 | 38,9  | 33,8   |
| – Erbschaft ab 5.000 DM  | 31,1 | 17,8 | 26,5 | 28,8 | 24,3  | 30,8 | 33,7  | 27,6   |
| Zukünftige Erbschaft     | 20,7 | 13,0 | 14,7 | 23,0 | 11,3  | 23,0 | 38,9  | 18,7   |
| – Erbschaft ab 5.000 DM  | 18,0 | 8,8  | 12,1 | 19,8 | 8,7   | 19,6 | 35,1  | 15,8   |
| Gesamt-Erbschaften       | 59,2 | 47,6 | 53,3 | 58,4 | 47,8  | 62,1 | 74,2  | 55,8   |
| – Erbschaft ab 5.000 DM  | 51,5 | 31,5 | 42,5 | 50,4 | 38,2  | 51,9 | 65,9  | 46,3   |
| n                        | 2470 | 1368 | 1915 | 2034 | 2425  | 730  | 590   | 3949   |

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent (mit Ausnahme der Fallzahlen).

*Bisherige Erbschaft:* Beinahe die Hälfte der Befragungspersonen hat bereits eine Erbschaft erhalten. Dieser Anteil liegt deutlich über dem des Sozio-ökonomischen Panels (13,8 Prozent) und belegt eindrucksvoll die Qualität des Alters-Survey. Damit reflektieren die folgenden empirischen Ergebnisse viel eher die tatsächlichen Vererbungsmuster und beziehen sich nicht lediglich auf einen Bruchteil der Erbschaften.<sup>6</sup>

gefragt, so dass auch frühere Nachlässe einbezogen werden. Natürlich dürften die bisherigen Erbschaftsanteile der 40–85jährigen etwas höher als die der Gesamtbevölkerung ausfallen, da jüngere erwachsene Kinder seltener verstorbene Eltern haben.

<sup>6</sup> Ein Teil dieser verblüffend großen Differenz zwischen dem Sozio-ökonomischen Panel und dem Alters-Survey dürfte auf die folgenden Ursachen zurückzuführen sein: *Erstens:* Die entsprechende Frage des SOEP ist auf ‚Vermögen‘ zugeschnitten („Haben Sie (oder ein anderes Haushaltsmitglied) nach 1960 einmal eine Erbschaft gemacht, bei der Ihnen Haus- oder Grundbesitz, Wertpapiere, Beteiligungen oder sonstiges Vermögen zugeflossen ist?“). Dies könnte bedeuten, dass beim SOEP vor allem die hohen Vererbungen angegeben wurden, wohingegen der Alters-Survey explizit auch nach „kleineren Nachlässen“ fragt. *Zweitens:* Das SOEP umfasst alle Personen ab 16 Jahre, wohingegen der Alters-Survey die 40–85jährigen beinhaltet. Ältere haben häufiger bereits etwas geerbt. *Drittens:* Das SOEP erhebt diese Frage im Jahre 1988, der Alters-Survey im Jahre 1996. Zwischenzeitlich ist der Verer-

Aus Platzgründen kann ich hier nicht ausführlicher auf das Verhältnis von Erbschaften und die Vermögensübertragung zu Lebzeiten eingehen. Es liegt aus verschiedenen Gründen im Interesse der Eltern, ihr Vermögen nicht zu früh abzugeben (Szydlík 1998). Weitere Befunde auf der Basis des Alters-Survey bestätigen entsprechend, dass Vermögensübertragungen zu Lebzeiten eine wesentlich geringere Rolle spielen als Vererbungen. Lediglich ein Zehntel der Befragten hat von ihren Eltern jemals große Geldbeträge oder Sachwerte erhalten. Lauterbach und Lüscher (1996: 91) kommen hingegen zu dem Ergebnis, „daß der größte Teil des Erbes noch zu Lebzeiten des Aszendenten übertragen wird“. Diese Schlussfolgerung dürfte auf der Untererfassung von Erbschaften beim Sozio-ökonomischen Panel beruhen: Da nur wenige Erbschaften angegeben werden, besteht die Gefahr, die relative Bedeutung von Vererbungen zu unterschätzen und die der Vermögensübertragungen zu Lebzeiten zu überschätzen.

Neben den Anteilen derer, die etwas geerbt haben, weise ich zusätzlich dazu die Quoten der Personen aus, die mindestens 5.000 DM erhalten haben. Damit werden kleinere Nachlässe, die so gut wie keinen Einfluss auf soziale Ungleichheit haben, bewusst ausgeklammert. 38 Prozent der 40–85jährigen haben bis zum Jahre 1996 eine Erbschaft gemacht, die mindestens 5.000 DM betrug.

Erben profitieren vor allem von den Nachlässen ihrer Eltern.<sup>7</sup> *Tabelle 1* verdeutlicht, dass die Erbschaftsquoten nur unwesentlich sinken, wenn man lediglich die Vererbungen berücksichtigt, die auf die (Schwieger-)Eltern zurückgehen – bei Erbschaften von den Eltern ändert sich natürlich die Bezugsgruppe: Hier sind lediglich noch Erbschaften an die Befragungspersonen selbst eingeschlossen und nicht mehr auch solche an den (Ehe-)Partner.

bungsanteil gestiegen. *Viertens*: Beim SOEP werden nur Erbschaften nach dem Jahre 1961 erfasst, beim Alters-Survey alle bisherigen Erbschaften. *Fünftens*: Die Erbschafts-Fragen der fünften SOEP-Welle waren in einen ganzen Fragekomplex zu Vermögen eingebunden, der insgesamt zu hohen Verweigerungsquoten geführt hat – übrigens wurden hauptsächlich aus diesem Grunde in den späteren Wellen keine detaillierten Vermögensfragen mehr gestellt. Die Vererbungsfragen des Alters-Survey wurden im zweiten Teil des Drop-Off erhoben, also bereits, nachdem die TeilnehmerInnen den allergrößten Teil der gesamten Befragung bewältigt hatten. *Allerdings* hätte man beim Sozio-ökonomischen Panel noch mehr Erbschaften als beim Alters-Survey erwarten können, da sich die SOEP-Frage auf Erbschaften an alle Haushaltsmitglieder bezieht, wohingegen der Alters-Survey ‚lediglich‘ auf die Befragungsperson und ihren (Ehe)Partner fokussiert.

<sup>7</sup> Weitere Auswertungen auf der Basis des Alters-Survey belegen, dass die allermeisten Erbschaften auf die Eltern zurückgehen. Sieben von zehn Erben geben an, dass die Erblasser die eigenen Eltern waren (acht Prozent nennen die Großeltern). Die zweitgrößte Gruppe umfasst mit 37 Prozent die Schwiegereltern (zwei Prozent nennen Schwieger-Großeltern; wie erwähnt wird im Alters-Survey sowohl nach eigenen als auch nach Erbschaften an den (Ehe)Partner gefragt: Partnerlose haben natürlich auch keine Schwiegereltern). Erich Kästners flapsiger Spruch wird bestätigt: „Sollen die Kinder erben, müssen die Eltern sterben“. Wer Vererbungen erforschen will, muß sich mit intergenerationalen Beziehungen befassen. Dies unterstützt andere Untersuchungen, die ebenfalls festgestellt haben, dass Erbschaften hauptsächlich den eigenen Nachkommen zugute kommen (z.B. Finch 1996: 122). Nur fünf Prozent der Befragten der vom Deutschen Jugendinstitut im Jahre 1990 erhobenen Mehr- generationenuntersuchung stimmen der Aussage *nicht* zu, dass Erbschaften in der Familie bleiben sollten (Bien 1994: 26).

*Zukünftige Erbschaft*: Es reicht nicht aus, lediglich die bisherigen Vererbungen zu ermitteln. Letztendlich geht es um die Frage, wie viele Personen welche Summe *insgesamt über ihr gesamtes Leben* erben. Aus diesem Grunde wurden im Alters-Survey auch zukünftige erwartete Erbschaften erhoben. Man könnte argumentieren, dass es sich hier um sehr spekulative Antworten handelt. Da Erbschaften jedoch in erster Linie auf die Vermögen von nahestehenden Verwandten zurückgehen (s.o.), dürften die entsprechenden Prognosen nicht sehr gewagt sein. Die Befragten müssen für die Bejahung oder Verneinung dieser Frage im Wesentlichen lediglich wissen, ob ihre Eltern noch leben und ob diese Eltern vermögend sind. Für die Zuordnung zu den Erbschaftshöhe-Kategorien ist in den allermeisten Fällen die zusätzliche Information ausreichend, wie viele lebende Geschwister vorhanden sind.<sup>8</sup> Der Anteil der bisher erhaltenen Erbschaften liegt bei einer Befragung von 40–85jährigen erwartungsgemäß deutlich über denen der zukünftigen Erbschaften. Dennoch erwartet knapp ein Fünftel noch einen (weiteren) Nachlass; 16 Prozent gehen davon aus, noch mindestens 5.000 DM zu erben.

*Gesamte Erbschaften*: Hier werden schließlich die Anteile der Personen angegeben, die selbst oder über ihren (Ehe-)Partner entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft eine Erbschaft erhalten haben bzw. werden. Die Tabelle dokumentiert: Der Gesamtanteil der Erben liegt bei 56 Prozent. Damit wird deutlich, dass Vererbungen auch aufgrund ihrer Verbreitung ein wichtiges soziologisches Forschungsthema darstellen. Da Erbschaften vor allem auf die Eltern zurückgehen (s.o.), macht es Sinn, die in *Tabelle 1* aufgeführten Informationen für die Befragungspersonen zu replizieren, bei denen beide Elternteile bereits verstorben sind (diese Auswertungen werden hier nicht in Tabellenform dokumentiert). Damit lässt sich ermitteln, wie viele Eltern nach ihrem Tode überhaupt etwas weitergegeben haben. Personen ohne lebende Eltern geben zwar häufiger bisherige und seltener zukünftige Erbschaften an. Insgesamt ergibt sich jedoch dieselbe Quote.

Neben der Frage, welche Summen vermacht werden, interessiert im Folgenden vor allem, welche Personengruppen davon besonders profitieren – und welche nicht.

*Ost- vs. Westdeutsche*: Ostdeutsche haben mit 41 Prozent erwartungsgemäß seltener etwas geerbt als Westdeutsche (50 Prozent). Diese Differenz mag auf den ersten Blick als überraschend gering erscheinen. Die Unterschiede werden jedoch wesentlich deutlicher, wenn man nur Erbschaften ab 5.000 DM berücksichtigt (26 vs. 42 Prozent). Für die folgenden Auswertungen zu den Erbschaftshöhen sind somit große Diskrepanzen zwischen Ost- und Westdeutschen zu erwarten. Bei zukünftigen Erbschaften ist die Quote für Ostdeutsche sogar nur halb so hoch wie die für Westdeutsche.

*Geschlecht*: Zwar weisen Frauen eine geringere Wahrscheinlichkeit auf, jemals etwas geerbt zu haben. Die Diskrepanzen halten sich jedoch in engen Grenzen. Dies gilt auch dann, wenn man lediglich die Nachlässe der eigenen Eltern betrachtet und somit Vererbungen an den Partner ausschließt. Allerdings zeigt sich bei den Gesamtquoten mit fünf Prozent

<sup>8</sup> Natürlich ist nicht endgültig prognostizierbar, inwiefern beispielsweise zukünftige Krankheiten und Pflegebedürftigkeiten der potentiellen Erblasser ihr Vermögen verringern. Allerdings wird ein großer Teil dieser Kosten über die Rente sowie über die Pflegeversicherung getragen. Zudem genügt für die Antwort beim Alters-Survey eine ungefähre Einschätzung. Übrigens verweigerten nur sehr wenige Personen die Antwort bei den beiden Vererbungsfragen.

eine beachtenswerte Differenz, die auf den noch größeren Unterschied bei den zukünftigen Erbschaften zurückzuführen ist. Frauen haben aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung häufiger bereits verstorbene Eltern bzw. Partner und sind auch aufgrund des Kriegseinflusses häufiger Witwen, so dass sie schon aus diesem Grund seltener zukünftige Erbschaften erwarten dürften (immerhin werden beim Alters-Survey auch zukünftige Erbschaften an den Partner berücksichtigt). Es ist aber auch möglich, dass Frauen etwas mehr dazu tendieren, zukünftige Erbschaften nicht anzugeben, weil sie damit den Tod eines nahestehenden Verwandten antizipieren müssen. Es ist daher nötig, die in *Tabelle 1* aufgeführten Quoten mittels multivariater Analysen zu überprüfen, um zwischen den beiden Erklärungsalternativen diskriminieren zu können.

*Soziale Schicht:* Dass niedrigere Bildungsschichten seltener erben als höhere, ist nicht überraschend.<sup>9</sup> Auffällig sind jedoch die großen Unterschiede zwischen den Schichten. Beinahe die Hälfte der Hochschulabsolventen hat bereits mindestens 5.000 DM geerbt, jedoch nur ein Drittel der Hauptschulabgänger.<sup>10</sup> Noch deutlicher fallen die Differenzen bei den zukünftigen Erbschaften aus (wobei hier auch Alterseffekte eine Rolle spielen können, was ebenfalls auf die Notwendigkeit multivariater Analysen verweist). Die Gesamtquote belegt: Drei Viertel der Hochschulabsolventen erben etwas – bei den (maximal) Hauptschulabgängern trifft dies nur auf knapp die Hälfte zu. Bei dieser Gegenüberstellung darf man zudem nicht die relativen Größen der Bildungsschichten vergessen: Akademiker stellen lediglich 15 Prozent der 40–85-jährigen, Realschulabsolventen kommen auf 20 Prozent.

9 Ich habe mich hier aus drei Gründen für die Bildungsschicht als Schichtindikator entschieden: Erstens handelt es sich bei der Differenzierung zwischen Hauptschulabgängern, Realschulabsolventen und Akademikern (die kleine Gruppe der Abiturienten ohne Universitätsabschluss wird bei den multivariaten Analysen berücksichtigt) um einen einfachen Indikator, der in seiner Plastizität durchaus an die beiden anderen Ungleichheitsdimensionen, Geschlecht und Ost- vs. Westdeutsche, heranreicht. Damit wird ein Rückgriff auf vergleichsweise komplexe und im Alltagsverständnis nicht unmittelbar verankerte Schichtkonzepte vermieden. Zweitens haben die Eltern gerade auf die Schulwahl ihres Kindes einen besonders großen Einfluss, da diese Entscheidung früh im Leben des Kindes erfolgt. Damit kann festgestellt werden, inwiefern hier eine doppelte Bevorzugung bzw. Benachteiligung von Kindern durch Eltern vorliegt, nämlich einerseits durch die Schulentscheidung und andererseits später durch Vererbungen. Drittens habe ich alternativ zur Schulbildung in weiteren Analysen auf Haushaltsäquivalenzeinkommensquintile zurückgegriffen. Die Ergebnisse entsprechen denen auf Basis der Bildungsschichten: Je höher das Einkommen ist, um so eher haben die Befragungspersonen bereits etwas geerbt bzw. um so häufiger erwarten sie noch (weitere) Nachlässe. Allerdings hat ein Rückgriff auf Einkommensgruppen einen großen Nachteil: Es kann nämlich bei bisherigen Erbschaften nicht ausgeschlossen werden, dass ein Teil dieser Differenzen auf ebendiese Erbschaften zurückgeht, nämlich in Form von Zinsen, Mieten und Verpachtungseinnahmen. Es ist auch nicht auszuschließen, dass bspw. eine Selbständigkeit auf einer Erbschaft (des elterlichen Betriebs oder Hofes) beruht. Damit sind Einkommens- bzw. Berufsstellungs-Schichtkonzepte für Erbschaftsanalysen weniger tauglich, wenn es um die Frage geht, welche sozialen Schichten besonders häufig erben.

10 In dieser Kategorie sind auch Personen ohne Schulabschluss enthalten. Alters-Survey-TeilnehmerInnen mit Abitur aber ohne Hochschulabschluss werden hier aufgrund der geringen Größe dieser Gruppe nicht aufgeführt (siehe hierfür die *Tabellen 2* und *3*). Wie beim Geschlecht stellt sich auch bei den sozialen Schichten das Problem unterschiedlicher Lebenserwartung (vgl. z.B. Klein 1993). Es ist also zu überprüfen, ob die Ergebnisse der deskriptiven Auswertungen durch entsprechende multivariate Analysen bestätigt werden.

Über 60 Prozent jedoch sind ehemalige Hauptschüler (die restlichen fünf Prozent sind Abiturienten ohne Hochschulabschluss). Die größte Bevölkerungsgruppe hat die geringste Chance, etwas zu erben; die zahlenmäßig kleinste Bildungsschicht erbt mit Abstand am häufigsten.

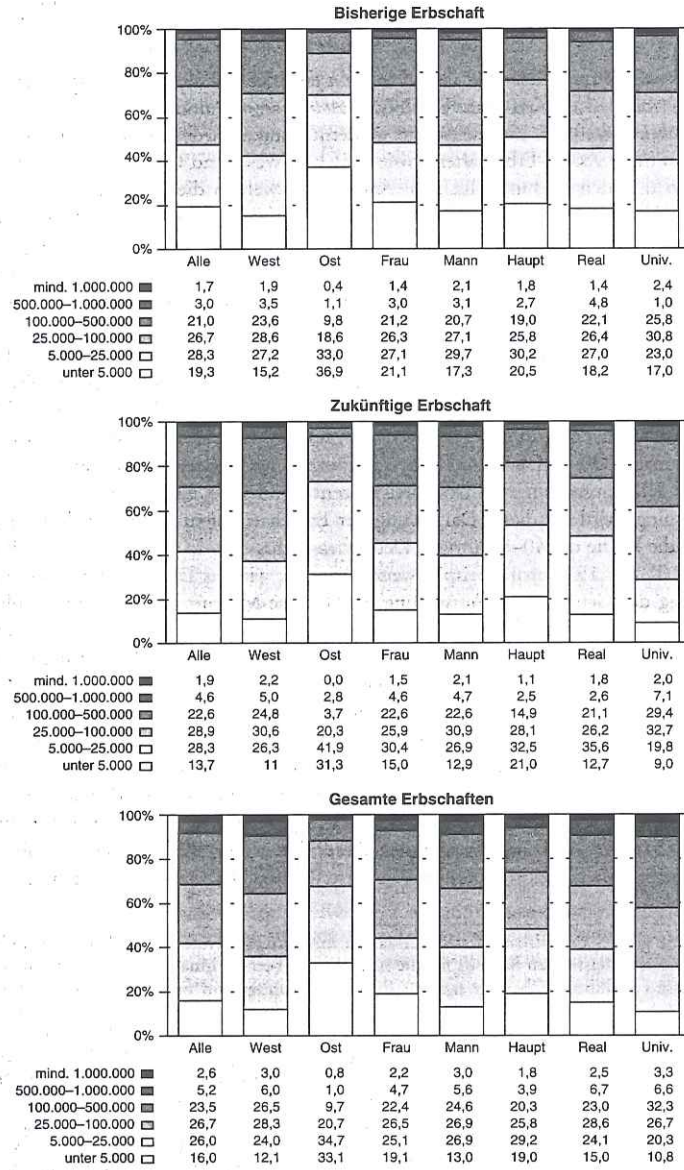
Die reinen Erbschaftsanteile liefern nur ein eingeschränktes Bild über die tatsächliche Relevanz von mortis-causa-Transfers. In den *Abbildungen 1* und *2* werden somit die Erbschaftshöhen aufgeführt. Einerseits wird wiederum unterschieden zwischen bisherigen, zukünftigen und Gesamt-Erbschaften sowie zwischen West- und Ostdeutschen, Frauen und Männern und den Bildungsschichten. Andererseits werden die Erbschaftshöhen nur für Erben (*Abbildung 1*) bzw. für alle Personen (*Abbildung 2*) ausgewiesen. In der zweiten *Abbildung* werden somit die Erbschaftsanteile und -höhen in Bezug zueinander gebracht.

Erbschaften sind ein häufiges Ereignis, und es werden z.T. recht hohe Summen vermacht. Über die Hälfte der bisherigen und knapp 60 Prozent der gesamten Erbschaften betragen mindestens 25.000 DM. Ein Viertel der bisherigen und beinahe ein Drittel der gesamten Erbschaften liegen sogar bei mindestens 100.000 DM. Dabei ist zu bedenken, dass es sich hier um erhaltenes Vermögen handelt, dem keine entsprechende eigene Arbeitsleistung zugrundeliegt, und das gar nicht bzw. nur geringfügig besteuert wird.<sup>11</sup> Allerdings machen ein Fünftel der bisherigen und ein Sechstel der gesamten Erbschaften nicht einmal 5.000 DM aus. Fünf bzw. acht Prozent der Erben erhalten jedoch mindestens 500.000 DM; immerhin zwei bzw. drei Prozent mindestens eine Million.

Allerdings wird bei dieser Darstellung der Erbschaftshöhen nicht berücksichtigt, dass beinahe die Hälfte der 40–85-jährigen Deutschen nichts erbt. In einem Artikel der Berliner Zeitung (Rauch 1998) wird beispielsweise berichtet, wie das Dresdner Publikum bei der Eröffnung der Generationen-Ausstellung im Hygiene-Museum reagierte, als Familienministerin Claudia Nolte Erbschaftssummen aufzählte. Jeder Elfte hätte zwischen 1960 und 1980 bereits etwas geerbt, wobei im Durchschnitt etwa 100.000 DM vermacht worden seien. Dem Einwand „Das kann doch nicht wahr sein“, stellt die Journalistin erste Ergebnisse des Alters-Survey gegenüber: „Fast 30 Prozent im Westen, im Osten aber auch schon 10 Prozent sollen mehr als 100.000 DM geerbt haben. Also hätten die Dresdner umsonst gemurrt, denn jeder zehnte im Saal wäre statistisch ein Hunderttausender gewesen?“. Offenbar hat die Journalistin die Ergebnisse des Alters-Survey nicht richtig zitiert. Zwar belegt *Abbildung 1* tatsächlich einen Anteil von 11,3 Prozent an ostdeutschen Vererbungen ab 100.000 DM. Allerdings bezieht sich dieser Anteil nur auf Personen, die überhaupt etwas geerbt haben. Selbst wenn man unterstellt, dass das Dresdner Publikum aus ost-

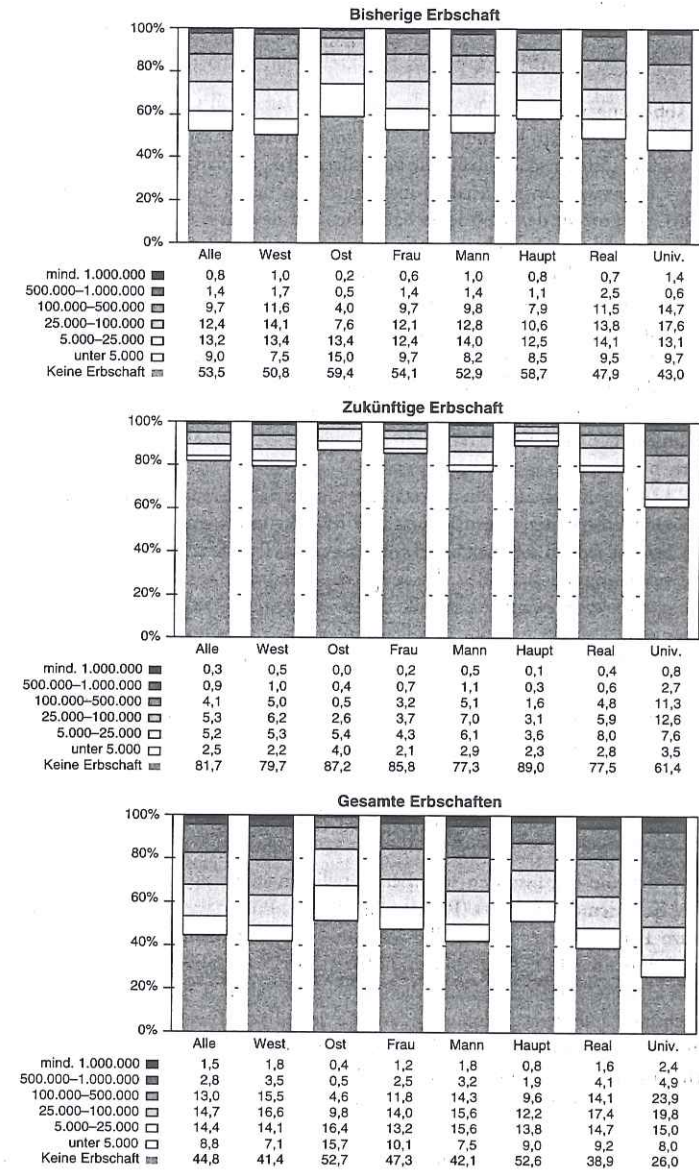
11 Derzeit gibt es drei Erbschafts-Steuerklassen mit unterschiedlichen Freibeträgen und differierenden zu leistenden Steuern für die über die Freibeträge hinausgehenden Summen. Steuerklasse I gewährt Freibeträge u.a. für Ehegatten, Kinder und Enkel in Höhe von 600.000, 400.000 und 100.000 DM. Darüber hinausgehende Beträge werden mit Steuern belegt, die beispielsweise bei 100.000 DM sieben Prozent, bei 500.000 DM 11 Prozent und bei einer Million DM 15 Prozent betragen. Steuerklasse II gilt u.a. für Geschwister, Nichten, Neffen sowie für Schwiegertöchter und -söhne. Sie weist einen Freibetrag von 20.000 DM aus. Die Steuern belaufen sich bei 100.000 DM auf zwölf, bei 500.000 DM auf 17 und bei einer Million DM auf 22 Prozent. Besonders benachteiligt sind u.a. Lebensgefährten und Nicht-Verwandte (Steuerklasse III), denen lediglich ein Freibetrag von 10.000 DM eingeräumt wird. 100.000 DM werden bereits mit 17, 500.000 DM mit 23 und eine Million DM mit 29 Prozent besteuert.

Abbildung 1: Erbschaftshöhen: nur Erben



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent.

Abbildung 2: Erbschaftshöhen: alle Personen



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent.



deutschen 40–85jährigen bestand und für diese Altersgruppe auch repräsentativ war, dann hätte ein Anteil von 4,7 Prozent genannt werden müssen – jeder Zwanzigste im Saal hätte demnach – unter den genannten Bedingungen – bereits eine Erbschaft von mindestens 100.000 DM erhalten. Nur eine(r) von Hundert hätte mindestens 500.000 DM bekommen.

Die Abbildungen verdeutlichen somit, dass zwar insgesamt beträchtliche Summen hinterlassen werden – die wirklich hohen Beträge kommen jedoch einer vergleichsweise kleinen Gruppe zugute. Ostdeutsche haben eine besonders geringe Chance, wirklich hohe Summen zu erben – über zwei Drittel erhalten insgesamt, also bisher und zukünftig, nicht einmal 5.000 DM. 37 Prozent der Westdeutschen erben mindestens 25.000 DM – im Gegensatz zu 15 Prozent der Ostdeutschen. Dabei ist zu bedenken, dass manche Erbschaften zu DDR-Zeiten einen deutlich höheren und andere einen wesentlich niedrigeren relativen Wert aufwiesen als nach der Wiedervereinigung (z.B. DDR-PKW's vs. Immobilien). Übrigens sind die mittleren Erbschaftshöhen mit den Schätzungen der Deutschen Bundesbank (s.o.) kompatibel, was für die Qualität der Erbschaftsangaben beim Alters-Survey spricht. Auch sind die erwarteten Erbschaften umfangreicher als die bisherigen. Dies dürfte an den höheren Vermögen der zukünftigen im Vergleich mit denen der bisherigen Erblasser liegen. Zudem hat sich der Wert länger zurückliegender Erbschaften mittlerweile häufig verringert.

Auch bei den Erbschaftshöhen bestätigt sich das in der ersten Tabelle gezeigte Bild: Bei bisherigen Erbschaften liegen Frauen und Männer in etwa gleichauf. Für die Zukunft erwarten Frauen jedoch seltener höhere mortis-causa-Transfers.

Zu den wichtigsten Befunden dieses Beitrags gehören die Diskrepanzen bei den Bildungsschichten. Jeder zweite Akademiker erbt mindestens 25.000 DM. Bei den Hauptschulabgängern, also der größten Bevölkerungsgruppe, ist es nur jeder vierte. Jeder dritte Akademiker erhält mindestens 100.000 DM; eine solche Summe wird lediglich einem von acht Hauptschulabgängern zuteil. Niedrigere Bildungsschichten haben also nicht nur eine wesentlich geringere Chance, überhaupt etwas zu erben, sondern sie erhalten auch vergleichsweise geringe Beträge.

## 2. Begünstigte und Benachteiligte

Bisher wurden die Begünstigten und Benachteiligten in Bezug auf Erbschaften lediglich nach drei Kriterien differenziert (Region, Geschlecht, Bildungsschicht). Es existiert jedoch eine ganze Reihe weiterer potentieller Faktoren. Im Folgenden wird untersucht, welche Personengruppen bei bisherigen und zukünftigen Erbschaften bevorzugt oder benachteiligt sind. Um kleinere Nachlässe auszuschließen, werden lediglich Erbschaften ab 5.000 DM berücksichtigt. *Abbildung 3* dokumentiert die jeweiligen Personenanteile. Ein Beispiel: 25,6 Prozent der ostdeutschen 40–85jährigen haben bis zum Befragungszeitpunkt im Jahre 1996 eine Erbschaft von mindestens 5.000 DM erhalten. Bei den bisherigen Erbschaften ist es möglich, sich auf die Nachlässe der eigenen Eltern zu konzentrieren.<sup>12</sup> Gleichzeitig

12 Dieses Verfahren wird für die multivariaten Analysen der bisherigen Erbschaften gewählt. Für die Abbildung werden jedoch alle Erbschaften einbezogen, um einen entsprechenden Überblick und Vergleichsmaßstab zu den zukünftigen Vererbungen bieten zu können.

werden nur die Personen mit mindestens einem verstorbenen Elternteil einbezogen. In Hinblick auf erwartete mortis-causa-Transfers bietet der Alters-Survey diese Information jedoch nicht. Dafür kann hier der Einfluss einiger zusätzlicher Variablen festgestellt werden.<sup>13</sup> Die unabhängigen Variablen werden in Opportunitäts-, Bedürfnis-, familiäre und kulturell-kontextuelle Strukturen differenziert (Szydlik 1995, 1998). Opportunitätsstrukturen umfassen hier den Tod der Eltern sowie deren strukturelle Chancen, Vermögen angehäuft zu haben. Bedürfnisstrukturen zeigen an, inwieweit die Individuen Erbschaften benötigen. Familiäre Strukturen beinhalten Merkmale wie das Vorhandensein von Geschwistern (als Erbschaftskonkurrenten) sowie Generationenstrukturen. Kulturell-kontextuelle Strukturen stehen hier für kulturell verankerte Diskriminierungen sowie normative Regeln.

*Opportunitätsstrukturen:* Der wichtigste Erbschaftsindikator ist, ob die Eltern noch leben oder bereits verstorben sind (dies wird insbesondere in *Tabelle 3* an den Koeffizienten für verstorbene Eltern deutlich).<sup>14</sup> Wenn beide Elternteile verstorben sind, hat man mit relativ großer Wahrscheinlichkeit bereits etwas geerbt und erwartet in Zukunft auch nichts mehr. Wenn die (Schwieger-)Eltern noch leben, kann man eher mit zukünftigen Nachlässen rechnen. Gleichzeitig wird deutlich, dass für mortis-causa-Transfers Väter etwas wichtiger sind als Mütter: Wenn der Vater noch lebt, liegt eine noch geringere Wahrscheinlichkeit für bisherige Erbschaften vor. Damit wird die Vermutung bestätigt, dass sich die größeren ökonomischen Ressourcen von Männern auch auf Vererbungen auswirken.<sup>15</sup>

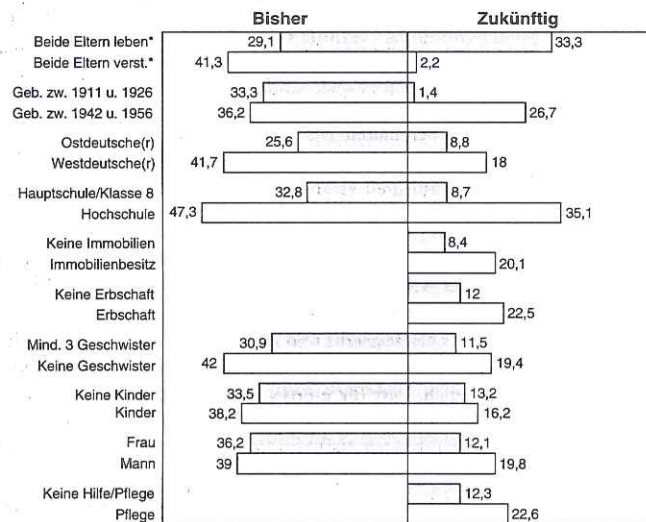
Interessanterweise erhöhen sich die Alterseffekte bei den multivariaten Modellen für bisherige Vererbungen gegenüber der separaten Schätzung. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die jüngeren Befragten noch vergleichsweise häufig lebende Eltern haben. Wenn man dies kontrolliert, zeigt sich, dass die zwischen 1942 und 1956 Geborenen

13 Das Vorhandensein von Wohneigentum kann nicht als Prädiktor für bisherige Erbschaften verwandt werden, weil nicht bekannt ist, ob die Immobilie auf eine Vererbung zurückgeht. Es ist auch nicht bekannt, ob Hilfs- bzw. Pflegetätigkeiten vor der bisherigen Erbschaft geleistet wurden. Schließlich wird untersucht, inwiefern bisherige Erben für die Zukunft weitere mortis-causa-Transfers erwarten. Die in den *Tabellen 2* und *3* ausgewiesenen Koeffizienten basieren auf logistischen Regressionsmodellen (z.B. DeMaris 1992, 1995) und stellen odds ratios dar. Diese können als relative Wahrscheinlichkeiten interpretiert werden. Koeffizienten, die kleiner als ‚1‘ sind, belegen eine geringere Transferwahrscheinlichkeit im Vergleich mit der Referenzgruppe. Parameter über ‚1‘ indizieren höhere Wahrscheinlichkeiten. Ein Beispiel: Der Koeffizient ‚0,75‘ in der ersten Zelle von *Tabelle 2* belegt, dass Personen mit einer lebenden Mutter im Vergleich mit denen ohne lebende Eltern eine um 25 Prozent geringere Erbschaftswahrscheinlichkeit aufweisen.

14 Für einige Befragungspersonen liegt im Alters-Survey keine Information darüber vor, ob die Eltern noch leben oder bereits verstorben sind (insbesondere bei Personen, die nicht bei beiden Elternteilen aufgewachsen sind). Für diese Fälle wird für die in *Tabelle 3* dokumentierten Analysen eine zusätzliche Dummy-Variablen generiert, deren Koeffizienten hier jedoch nicht ausgewiesen werden.

15 Weitere Analysen für zukünftige Erbschaften inklusive einer ‚Partner-Variablen‘ (Dummy = 1, falls die Befragungsperson einen (Ehe)Partner hat) ergeben zwar einen deutlichen positiven Effekt beim Bruttomodell, jedoch keinen signifikanten Effekt mehr bei den multivariaten Modellen. Dies ist vorrangig auf die Variable ‚(Schwieger-)Eltern verstorben/leben‘ zurückzuführen. Übrigens ergibt sich auch unter Einschluß der Partnervariablen derselbe Geschlechtseffekt.

Abbildung 3: Determinanten bisheriger und zukünftiger Erbschaften von mindestens 5.000 DM



Datenbasis: Alters-Survey 1996. Gewichtete Ergebnisse, eigene Berechnungen. Anteile in Prozent. \*: Einschließlich Schwiegereltern.

besonders häufig erben. Es ist zwar nicht auszuschließen, dass kürzer zurückliegende Erbschaften eher erinnert und somit angegeben werden. Der Effekt dürfte jedoch im Wesentlichen darauf zurückzuführen sein, dass die Eltern der jüngeren Befragungspersonen viel stärker vom Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg profitieren konnten und somit ein größeres Vermögen angesammelt haben. Dies wird auch dadurch gestützt, dass Altersgruppeneffekte im Wesentlichen auf Westdeutsche zurückgehen. Gleichzeitig erwartet die jüngste westdeutsche Altersgruppe in Zukunft wesentlich häufiger mortis-causa-Transfers als die älteren Kohorten. Bemerkenswert ist, dass die zwischen 1942 und 1956 Geborenen einen großen Teil der 68er Generation umfassen: Die 68er sind in ökonomischer Hinsicht auch in punkto Vererbung gegenüber den vorherigen Altersgruppen bevorzagt.<sup>16</sup>

<sup>16</sup> Es wäre hilfreich, zusätzlich zum Alter der Kinder die Lebensdauer der Eltern und deren Geburts- bzw. Sterbejahr mit in die Modelle aufzunehmen. Allerdings ergeben sich damit entweder Multikollinearitäts- oder Fallzahlprobleme. Für zukünftige Erbschaften bestünde beispielsweise eine entsprechende kombinierte Variable aus einer Vielzahl von Einzeldummies (junge Befragungspersonen mit lebenden jungen Eltern; junge Befragungspersonen mit lebenden, alten Eltern; junge Befragungspersonen mit lebenden Eltern, aber fehlenden Angaben zum Geburtsjahr der Eltern; junge Befragungspersonen mit jung verstorbenen Eltern; junge Befragungspersonen mit spät verstorbenen Eltern; junge Befragungspersonen mit verstorbenen Eltern, aber fehlenden Angaben zum Todesjahr der Eltern; junge Befragungspersonen mit fehlenden Angaben über den Tod der Eltern – und dasselbe noch einmal für die zwischen 1911 und 1926 sowie die zwischen 1927 und 1941 Geborenen).

Tabelle 2: Bisherige Erbschaften von eigenen Eltern (Logistische Regressionen; odds ratios)

|  | Brutto  | Alle    | West    | Ost     |
|--|---------|---------|---------|---------|
| <b>Opportunitätsstrukturen</b>           |         |         |         |         |
| Mutter lebt                              | 0,75*** | 0,50*** | 0,46*** | 0,60**  |
| Vater lebt                               | 0,63*   | 0,39*** | 0,33*** | 0,53    |
| Geb. 1942–1956                           | 1,08    | 1,27**  | 1,37*** | 1,24    |
| Geb. 1911–1926                           | 0,82**  | 0,72*** | 0,64*** | 0,93    |
| Ostdeutschland                           | 0,56*** | 0,48*** |         |         |
| <b>Bedürfnisstrukturen</b>               |         |         |         |         |
| Realschule/10.Klasse                     | 1,58*** | 1,54*** | 1,77*** | 1,16    |
| Abitur                                   | 1,73*** | 1,64**  | 1,65**  | 1,67    |
| Hochschulabschluss                       | 2,03*** | 2,06*** | 2,29*** | 1,68**  |
| <b>Familiale Strukturen</b>              |         |         |         |         |
| 1 Geschwister                            | 0,80*   | 0,79**  | 0,90    | 0,67*   |
| 2 Geschwister                            | 0,72*** | 0,69*** | 0,82    | 0,52*** |
| 3 Geschwister                            | 0,47*** | 0,46*** | 0,54*** | 0,35*** |
| Kind vorhanden                           | 1,24*   | 1,47*** | 1,44**  | 1,80*   |
| <b>Kulturell-kontextuelle Strukturen</b> |         |         |         |         |
| Frau                                     | 0,87*   | 0,91    | 0,90    | 0,96    |
| n  |         | 2854    | 1806    | 974     |

Datenbasis: Alters-Survey 1996. Keine Gewichtung, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Bisherige Erbschaft von eigenen Eltern mindestens 5.000 DM. Untersuchungseinheiten: Befragungspersonen mit mindestens einem verstorbenen Elternteil. Referenzgruppen: Beide Elternteile sind bereits verstorben; Geboren zwischen 1927 und 1941; Westdeutschland; Maximal Hauptschule/8.Klasse (DDR); Keine Geschwister vorhanden; Befragungsperson hat kein Kind; Befragungsperson ist männlich.

Koeffizient signifikant zum \*\*\* < 0,01-, \*\* < 0,05- und \* < 0,1-Niveau.

Ostdeutsche Nachkommen haben aufgrund der wesentlich geringeren Vermögensausstattung ihrer Erblasser deutlich geringere Erbschaftschancen. Die Wahrscheinlichkeit, etwas geerbt zu haben, ist 50 Prozent niedriger als für Westdeutsche; in Hinblick auf zukünftige Vererbungen beträgt die Differenz sogar 60 Prozent.

**Bedürfnisstrukturen:** Personen mit größerem ökonomischem Bedarf werden wesentlich seltener bedacht als Bessergestellte. Aufgrund ihrer schlechteren Wohlfahrtsposition könnten Hauptschulabgänger mortis-causa-Transfers besonders gut gebrauchen. Es ist jedoch genau das Gegenteil der Fall. Akademiker haben eine doppelt so große Chance, bereits etwas geerbt zu haben und eine über drei Mal so hohe Wahrscheinlichkeit, zukünftig etwas zu erhalten. Auch hier werden die deskriptiven Befunde damit durch die multivariaten Analysen bestätigt.

Man kann davon ausgehen, dass Immobilienbesitzer weniger auf zukünftige Erbschaften angewiesen sind. Aber auch hier werden diejenigen bevorzugt, die selbst oder über ihren

Tabelle 3: Zukünftige Erbschaften (Logistische Regressionen; odds ratios)

|  | Brutto  | Alle    | West    | Ost     |
|--|---------|---------|---------|---------|
| <b>Opportunitätsstrukturen</b>           |         |         |         |         |
| (Schwieger-)Eltern verst.                | 0,07*** | 0,12*** | 0,11*** | 0,18*** |
| (Schwieger-)Vater lebt                   | 1,02    | 1,00    | 0,93    | 1,05    |
| (Schwieger-)Eltern leben                 | 1,77*** | 1,38**  | 1,03    | 2,94*** |
| Geb. 1942–1956                           | 3,55*** | 1,48*** | 1,86*** | 0,93    |
| Geb. 1911–1926                           | 0,15*** | 0,43*** | 0,49*   | 0,27*   |
| Ostdeutschland                           | 0,41*** | 0,40*** |         |         |
| <b>Bedürfnisstrukturen</b>               |         |         |         |         |
| Realschule/10.Klasse                     | 2,70*** | 1,86*** | 2,14*** | 1,39    |
| Abitur                                   | 3,42*** | 2,02*** | 2,44*** | 1,12    |
| Hochschulabschluss                       | 5,48*** | 3,40*** | 3,79*** | 2,83*** |
| Immobilienbesitz                         | 2,94*** | 1,70*** | 1,44**  | 2,08*** |
| Bisherige Erbschaft                      | 2,24*** | 2,08*** | 1,86*** | 2,69*** |
| <b>Familiale Strukturen</b>              |         |         |         |         |
| 1 Geschwister                            | 0,91    | 0,76*   | 0,67**  | 1,13    |
| 2 Geschwister                            | 0,95    | 0,72*   | 0,64**  | 1,06    |
| 3 Geschwister                            | 0,59*** | 0,60*** | 0,54*** | 1,01    |
| Kind vorhanden                           | 1,23    | 1,09    | 1,31    | 0,76    |
| <b>Kulturell-kontextuelle Strukturen</b> |         |         |         |         |
| Frau                                     | 0,63*** | 0,70*** | 0,69*** | 0,68    |
| Haushaltshilfe                           | 1,96*** | 1,29*   | 1,30*   | 1,54    |
| Pflege                                   | 2,38*** | 1,47**  | 1,33    | 2,08**  |
| n  |         | 3583    | 2251    | 1236    |

*Datenbasis:* Alters-Survey 1996. Keine Gewichtung, eigene Berechnungen. Abhängige Variable: Zukünftige Erbschaft von mindestens 5.000 DM. Untersuchungseinheiten: Alle Befragungspersonen mit gültigen Angaben. Referenzgruppen: (Schwieger)Mutter lebt; Geboren zwischen 1927 und 1941; Westdeutschland; Maximal Hauptschule/8.Klasse (DDR); Befragungsperson oder deren/dessen (Ehe-)Partner haben kein Haus-, Wohnungs- oder Grundstückseigentum; Befragungsperson oder deren/dessen (Ehe-)Partner hat bislang noch nicht mindestens 5.000 DM geerbt; Keine Geschwister vorhanden; Befragungsperson hat kein Kind; Befragungsperson ist männlich; Befragungsperson leistet keine Haushaltshilfe oder Pflege. Koeffizient signifikant zum \*\*\* < 0,01-, \*\* < 0,05- und \* < 0,1-Niveau.

(Ehe-)Partner bereits Eigentümer eines Hauses, einer Wohnung oder eines Grundstückes sind.

Ähnliches gilt für bisherige Erbschaften: Wer bis zur Befragung im Jahre 1996 bereits mindestens 5.000 DM geerbt hat, weist im Vergleich zu Nicht-Erben eine doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit auf, wiederum bedacht zu werden.

*Familiale Strukturen:* Je mehr Geschwister man hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, leer auszugehen, und um so weniger erwartet man in Zukunft eine Erbschaft. Dies gilt besonders dann, wenn man mindestens drei Geschwister hat.

Wenn man eigene Kinder in die Welt gesetzt und somit die Familie weitergeführt hat, gehört man eher zu den Erben. Allerdings gehen die Befragungspersonen nicht davon aus, dass das Vorhandensein von Kindern einen Einfluss auf zukünftige Erbschaften hat.

*Kulturell-kontextuelle Strukturen:* Tabelle 2 belegt, dass in Hinblick auf bisherige Erbschaften keine Geschlechtsdifferenzen existieren. Die Koeffizienten weisen zwar in die erwartete Richtung, sie sind jedoch sehr gering und nicht signifikant. Tabelle 3 weist jedoch für Frauen eine 30 Prozent geringere Wahrscheinlichkeit aus, für die Zukunft eine Erbschaft zu erwarten. Die m.E. plausibelste Erklärung für diesen Effekt ist, dass Frauen weniger gerne von zukünftigen Nachlässen berichten, weil sie damit auch den Tod des nahen Verwandten antizipieren. Männer zeigen sich demnach über die erwartbaren Erbschaften besser informiert und haben weniger Schwierigkeiten, diese auch zu benennen. Dass in Zukunft tatsächlich plötzlich größere geschlechtsspezifische Differenzen bei Vererbungen auftreten werden, erscheint mir nicht plausibel.

Schließlich werden in das Modell für zukünftige Erbschaften Hilfen im Haushalt bzw. Pflegetätigkeiten aufgenommen. Damit soll die These überprüft werden, dass sich Hilfeleistende einen höheren Erbschaftsanspruch ‚erarbeitet‘ haben bzw. dass eine normative Verpflichtung existiert, solche Leistungen später auch entsprechend zu belohnen. Diese These wird bestätigt: Wer jemandem hilft bzw. pflegt, erwartet in Zukunft eher eine Erbschaft. Dies schließt mit ein, dass vermögende Erblasser eher in der Lage sind, Hilfs- und Pflegeleistungen zu erhalten. Jedenfalls wird durchaus erwartet, dass solche Hilfen postum vergolten werden.

Aufgrund der separaten Modelle für Ost- und Westdeutsche stellt sich heraus, dass Schicht- und Altersgruppenunterschiede insbesondere für Westdeutsche gelten.<sup>17</sup> Dies ist nicht erstaunlich, wenn man einerseits die größere Vermögensspreizung zwischen den einzelnen Schichten in Westdeutschland bedenkt. Zwar wird die soziale Ungleichheit in der DDR im allgemeinen unterschätzt (vgl. Szydlak 1993); dennoch ist sie auch sieben Jahre nach der Einheit deutlich weniger stark ausgeprägt als im Westen der Republik. Andererseits ereignete sich der außerordentliche Wirtschaftsaufschwung nach dem Krieg insbesondere in der ‚alten‘ Bundesrepublik, so dass hier größere Diskrepanzen zwischen den Altersgruppen (der Eltern) existieren, die davon mehr oder weniger profitieren konnten.

<sup>17</sup> Da der Alters-Survey u.a. über Befragungspersonen in West- und Ostdeutschland geschichtet ist, wird im Gesamtmodell diese Variable verwandt. In den Einzelmodellen wird hingegen wiederum auf West- und Ostdeutsche zurückgegriffen, so dass die Summe dieser Fallzahlen etwas niedriger liegt als die des Gesamtmodells (aufgrund des Ausschlusses von Befragungspersonen, die in den letzten 40 Jahren nicht überwiegend in der DDR oder in der ‚alten‘ Bundesrepublik gelebt haben).

## V. Zusammenfassung und Perspektiven

Vererbungen verbinden Familiengenerationen auch über den Tod hinaus. Die allermeisten Erbschaften gehen auf die Eltern zurück. Wer zu den Erben gehört, hat mit großer Wahrscheinlichkeit verstorbene Eltern (teile). Man kann einerseits davon ausgehen, dass prospektive mortis-causa-Transfers die Eltern-Kind-Beziehungen noch zu Lebzeiten der Eltern beeinflussen. Andererseits stellen Erbschaften Erinnerungen an den Erblasser her, stärken somit das Familiengedächtnis und damit die Verbundenheit zwischen verstorbenen und lebenden Generationen.

Zwischen familialer Solidarität und sozialer Ungleichheit existiert ein prekäres Verhältnis. Die extensive Forschung über intergenerationale Mobilität hat eindrucksvoll gezeigt, dass es schichthöheren Eltern häufig gelingt, ihren Kindern wiederum höhere soziale Positionen zu verschaffen. Soziale Ungleichheit in der Elterngeneration wird zu sozialer Ungleichheit in der Kindergeneration. An sich willkommene intergenerationale Solidarität hat somit unwillkommene Folgen auf der gesellschaftlichen Ebene. Dies lässt sich anhand verschiedener Dimensionen intergenerationaler Solidarität nachweisen (Szydlík 1998). Besonders frappant ist der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Vererbung. Beinahe 60 Prozent der 40–85jährigen Deutschen in der Bundesrepublik haben bereits etwas geerbt oder erwarten noch eine Erbschaft. Lediglich vier Prozent erben jedoch ein Vermögen, das mindestens 500.000 DM beträgt. 17 Prozent erhalten mindestens 100.000 DM. Erbschaften vergrößern die sozialen Gegensätze in der Gesellschaft: Sie bevorzugen Personen aus höheren Bildungsschichten und benachteiligen diejenigen, die es von Haus aus ohnehin wesentlich schwerer haben, höhere soziale Positionen zu erreichen. Akademiker haben eine doppelt so große Chance wie Hauptschulabgänger, bereits etwas geerbt zu haben, und sie weisen eine dreimal so große Wahrscheinlichkeit auf, in Zukunft noch etwas zu erhalten. Hier wirkt das Matthäus-Prinzip: „Wer hat, dem wird gegeben“. Insofern vergrößert sich die soziale Ungleichheit in einer Meritokratie wie der Bundesrepublik Deutschland um so mehr, je mehr vererbt wird. Dies gilt vor allem dann, wenn bereits geerbte Vermögen weitervererbt werden – also spätestens dann, wenn die Enkel der Wirtschaftswundergeneration den Familienbesitz übernehmen.

Mit dem Alters-Survey konnten erstmals empirische Analysen über Vererbungen von Ostdeutschen durchgeführt werden. Die erheblich niedrigere Vermögensausstattung wirkt sich erwartungsgemäß deutlich auf die Erbschaftschancen und -höhen aus. Über die Hälfte der Westdeutschen erbt mindestens 5.000 DM. Dies trifft noch nicht einmal für ein Drittel der Ostdeutschen zu. Jeder fünfte Westdeutsche erbt mindestens 100.000 DM – bei den Ostdeutschen ist es nur jeder Zwanzigste.

Familiale Solidarität reproduziert somit nicht nur soziale Ungleichheit, sondern sie vergrößert sie sogar. Kinder schichthöherer Eltern gehen eher auf das Gymnasium, machen eher das Abitur, besuchen eher eine Hochschule, erhalten von den Eltern während des Studiums eher finanzielle Unterstützungen, erreichen statushöhere Berufe, heiraten statushöhere Partner, erhalten von ihren Eltern eher größere Schenkungen und machen schließlich häufiger – und vor allem höhere – Erbschaften. Familiengenerationen rücken damit auch durch Vererbungen näher zusammen (weil sie erben bzw. weil sie nichts erben), aber intragenerational vergrößern sich die sozialen Gegensätze. Auch wenn mortis-causa-Transfers den Erben erst relativ spät im Leben zugute kommen, stellen diese beträchtliche

Zuwächse des bereits vorhandenen Vermögens dar. Zwischen Frauen und Männern ergeben sich nur geringe Unterschiede bei den bisherigen Erbschaften; um so größer fallen jedoch die Differenzen zwischen den sozialen Schichten sowie zwischen Ost- und Westdeutschen aus.

Man kann davon ausgehen, dass sich die erbschaftsbedingte Ungleichheit zwischen Ost- und Westdeutschen in der nächsten Zeit weiter vergrößern wird. Zwar existieren für Ostdeutsche seit der Wiedervereinigung größere Chancen zur Vermögensbildung. Es wird jedoch noch lange Zeit dauern, bis eine Einebnung der entsprechenden Ost-West-Differenzen eintreten wird – auch aufgrund von Erbschaften. Ostdeutsche verfügen über wesentlich geringere private Vermögen, sie sind deutlich seltener Immobilienbesitzer und Firmeninhaber, sie erreichen geringere Einkommen, und sie sind häufiger arbeitslos. Zukünftige ostdeutsche intergenerationale mortis-causa-Transfers werden sich somit im Vergleich zu westdeutschen in Grenzen halten, so dass die westdeutsche Erbengeneration ihren Vorsprung gegenüber den entsprechenden ostdeutschen Altersgruppen weiter ausbauen wird. Dennoch werden Erbschaften immer wichtiger für ostdeutsche Familienbeziehungen. In der Deutschen Demokratischen Republik waren z.B. zu vererbende Immobilien weniger bedeutsam. Konflikte zwischen Familienmitgliedern über die zu erwartenden Erbschaften hielten sich somit in Grenzen. Nach dem Zusammenbruch der DDR ist – bei gleichzeitig zunehmenden ökonomischen Problemen – der Wert der Immobilien stark gestiegen, so dass familiäre Auseinandersetzungen über Erbschaftsfragen bereits zugenommen haben und weiter zunehmen werden.

Es spricht einiges dafür, dass sich die Erbschaftshöhen von Frauen und Männern weiter angleichen werden. Eine Ursache hierfür sind geringere Geschwisterzahlen. Wenn weniger Brüder als Konkurrenten in Erscheinung treten, profitieren die Töchter. Gleichzeitig ändern sich die entsprechenden Werthaltungen und Einstellungen, und zwar besonders in den Schichten, die aufgrund ihrer großen Vermögen viel zu vererben haben.

Zukünftige Erbschaften werden die Diskrepanzen zwischen sozialen Schichten weiter erheblich vergrößern. Einerseits haben die empirischen Analysen gezeigt, dass gerade diejenigen in Zukunft Erbschaften erwarten, die bereits etwas geerbt haben. Andererseits wird die soziale Ungleichheit besonders dann zunehmen, wenn die Kinder von Erben wiederum selbst erben. Dann wird nämlich nicht nur das selbst erarbeitete Vermögen der Eltern übertragen, sondern zusätzlich dazu auch noch das der früher verstorbenen Großeltern. Die schichtspezifische Ungleichheit wird aber auch zunehmen, weil höher gebildete a) weniger Kinder haben und somit ihr Vermögen nicht auf viele Kinder verteilen müssen, b) weil die Partner schichthöherer Kinder wiederum schichthöhere Kinder sind, so dass diese Haushalte doppelt erben und c) weil von der stark gestiegenen Erwerbsbeteiligung von Frauen und insbesondere der von Frauen in Führungspositionen besonders höhere soziale Schichten profitieren. D.h. die Kinder hoch qualifizierter Doppelverdiener mit wenigen Nachkommen werden in Zukunft noch mehr erben als Kinder weniger privilegierter sozialer Schichten.

In Zukunft werden Vermögen zwar häufiger als bisher nicht intergenerational bzw. intrafamilial vererbt werden. Ein Grund hierfür sind sinkende Geburtenziffern und die wachsende Anzahl Kinderloser (vgl. Rosenfeld 1991; Schломann 1992). Neben Freunden wird das vererbte Vermögen vermehrt gemeinnützigen Organisationen wie Bildungs- und Kultureinrichtungen, Stiftungen und Umweltverbänden zugute kommen. Dennoch wird

eine noch stärkere Konzentration des vererbten Vermögens erfolgen, da Kinderlose nun ihre anderen Verwandten, insbesondere Nichten und Neffen, bedenken, die außerdem noch ihre Eltern beerben. Da es immer mehr Ältere und immer weniger Junge gibt, erhalten immer weniger Erben immer höhere Summen. Vererbung wird zu einem immer wichtigeren Faktor sozialer Ungleichheit.

#### Literatur

- Antwort der Bundesregierung auf die Große Anfrage der Abgeordneten Ottmar Schreiner, Gerd Andres, Doris Barnett, weiterer Abgeordneter und der Fraktion der SPD – Drucksache 13/2406*, 1996: Entwicklung der Vermögen und ihrer Verteilung. Deutscher Bundestag, 13. Wahlperiode, Drucksache 13/3885. Bonn: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft.
- Ariès, Philippe*, 1978 [1982]: Geschichte des Todes. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Arrondel, Luc, André Masson und Pierre Pestieau*, 1996: Bequest and Inheritance: Empirical Issues and France-U.S. Comparison. DELTA/Centre National de la Recherche Scientifique, Paris, Arbeitspapier 96/19.
- Bertaux, Daniel, und Isabelle Bertaux-Wiame*, 1991: „Was du ererbst von deinen Vätern ...“ – Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen, BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 4: 13–40.
- Bien, Walter*, 1994: Leben in Mehrgenerationenfamilien – Regel oder Sonderfall? S. 3–27 in: *Ders.* (Hg.): Eigeninteresse oder Solidarität – Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Opladen: Leske + Budrich.
- Bös, Dieter, und Gunter Kayser*, 1996: Der Generationenwechsel in mittelständischen Betrieben. IfM-Materialien Nr. 120. Bonn: Institut für Mittelstandsforschung.
- DeMaris, Alfred*, 1992: Logit Modeling: Practical Applications. Newbury Park, CA: Sage.
- DeMaris, Alfred*, 1995: A Tutorial in Logistic Regression, Journal of Marriage and the Family 57: 956–968.
- Dittmann-Kohli, Freya, Martin Kohli und Harald Künemund*, 1995: Lebenszusammenhänge, Selbstkonzepte und Lebensentwürfe. Die Konzeption des Deutschen Alters-Survey. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 47. Berlin: Freie Universität.
- Dittmann-Kohli, Freya, Martin Kohli, Harald Künemund, Andreas Motel, Christina Steinleitner und Gerben Westerhof* in Zusammenarbeit mit infas-Sozialforschung, 1997: Lebenszusammenhänge, Selbst- und Lebenskonzeptionen – Erhebungsdesign und Instrumente des Alters-Survey. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 61. Berlin: Freie Universität.
- Engel, Bernhard*, 1985: Stetige und diskrete private Transfers: Zur Bedeutung von Erbschaften und privaten Unterhaltszahlungen für die Einkommens- und Vermögensverteilung. S. 239–253 in: *Richard Hauser und Bernhard Engel* (Hg.): Soziale Sicherung und Einkommensverteilung – Empirische Analysen für die Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Felden, Birgit*, 1997: Der Vater erstellt – der Sohn erhält – beim Enkel zerschellt. S. 77–78 in: *Annette Lepenies* (Hg.): Alt & Jung – Das Abenteuer der Generationen. Eine Publikation des Deutschen Hygiene-Museums Dresden. Basel/Frankfurt a.M.: Stroemfeld.
- Finch, Janet*, 1996: Inheritance and Financial Transfer in Families. S. 120–134 in: *Alan Walker* (Hg.): The New Generational Contract – Intergenerational Relations, Old Age and Welfare. London: UCL Press.
- Halbwachs, Maurice*, 1925 [1966]: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin/Newied: Luchterhand.
- Henz, Ursula, und Ineke Maas*, 1995: Chancengleichheit durch die Bildungsexpansion?, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 47: 605–633.
- iud* (Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft), 1996: Gründer-Generation tritt ab, 22, 15, 11. April: S. 8.
- Janowitz, Morris*, 1976: The Social Control of the Welfare State. New York: Elsevier.

- Klein, Thomas*, 1993: Soziale Determinanten der Lebenserwartung, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45: 712–730.
- Kohli, Martin*, 1994: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. S. 31–61 in: *Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Hartmut Zwahr* (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kohli, Martin*, 1997: Beziehungen und Transfers zwischen den Generationen: Vom Staat zurück zur Familie? S. 278–288 in: *Laszlo A. Vaskovics* (Hg.): Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske + Budrich. (Vorher: Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL), Forschungsbericht 51. Berlin: Freie Universität.)
- Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel und Marc Szydlak*, 1997: Generationenkonstellationen, Haushaltsstrukturen und Wohnentfernungen in der zweiten Lebenshälfte – Erste Befunde des Alters-Survey. S. 157–175 in: *Rolf Becker* (Hg.): Generationen und sozialer Wandel. Generationsdynamik, Generationenbeziehungen und Differenzierung von Generationen. Opladen: Leske + Budrich.
- Kosmann, Marianne*, 1998: Wie Frauen erben – Geschlechterverhältnis und Erbprozess. Opladen: Leske + Budrich.
- Künemund, Harald, und Beate Mücke*, 1990: Betriebsübergaben im Berliner Handwerk. Arbeitsgruppe Lebenslauf- und Altersforschung, Arbeitsbericht 25. Berlin: Freie Universität.
- Künemund, Harald*, 1998: Datengrundlage und Methoden. S. 29–37 in: *Martin Kohli und Harald Künemund* (Hg.): Die zweite Lebenshälfte – Gesellschaftliche Lage und Partizipation. Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf (FALL). Berlin: Freie Universität.
- Lauerbach, Wolfgang*, 1995: Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen, Zeitschrift für Soziologie 24: 22–41.
- Lauterbach, Wolfgang, und Kurt Lüscher*, 1996: Erben und die Verbundenheit der Lebensverläufe von Familienmitgliedern, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48: 66–95.
- Le Play, Frédéric*, 1871 [1907]: L'organisation de la famille selon le vrai modèle signalé par l'histoire de toutes les races et de tous les temps. Tours: Maison Alfred Mame et Fils.
- Mayer, Karl Ulrich, und Hans-Peter Blossfeld*, 1990: Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebensverlauf. S. 297–318 in: *Peter A. Berger und Stefan Hradil* (Hg.): Lebenslage, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt, Sonderband 7. Göttingen: Schwartz.
- Mayer, Karl Ulrich, und Heike Solga*, 1994: Mobilität und Legitimität – Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten DDR und der alten BRD oder: Haben Mobilitätschancen zu Stabilität und Zusammenbruch der DDR beigetragen?, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46: 193–208.
- Medick, Hans, und David Sabeian*, 1984: Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung. S. 27–54 in: *Dies.* (Hg.): Emotionen und materielle Interessen – Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Motel, Andreas, und Marc Szydlak*, 1999: Private Transfers zwischen den Generationen, Zeitschrift für Soziologie 28: 3–22.
- Müller, Walter*, 1986: Soziale Mobilität: Die Bundesrepublik im internationalen Vergleich. S. 339–354 in: *Max Kaase* (Hg.): Politische Wissenschaft und politische Ordnung – Analysen zu Theorie und Empirie demokratischer Regierungsweise. Festschrift zum 65. Geburtstag von Rudolf Wildenmann. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rauch, Renate*, 1998: Die Alten sterben, die Jungen erben, Berliner Zeitung, 1, 2. Januar: II.
- Riehl, Wilhelm Heinrich*, 1922: Vom Deutschen Land und Volke. Jena: Diederichs.
- Rosenbaum, Heidi*, 1982: Formen der Familie – Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rosenfeld, Jeffrey P.*, 1991 [1995]: To Heir Is Human: Updated. S. 531–538 in: *Beth B. Hess und Elizabeth W. Markson* (Hg.): Growing Old in America. New Brunswick/London: Transaction Publishers.

- Schlomann, Heinrich*, 1992: Vermögensverteilung und private Altersvorsorge. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Segalen, Martine*, 1984: ‚Sein Teil haben‘: Geschwisterbeziehungen in einem egalitären Vererbungssystem. S. 181–198 in: *Hans Medick* und *David Sabean* (Hg.): Emotionen und materielle Interessen – Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Segalen, Martine*, 1993: Die Tradierung des Familiengedächtnisses in den heutigen französischen Mittelschichten. S. 157–169 in: *Kurt Lücher* und *Franz Schultheis* (Hg.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften – Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag.
- Szydlik, Marc*, 1993: Arbeitseinkommen und Arbeitsstrukturen – Eine Analyse für die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik. Berlin: edition sigma.
- Szydlik, Marc*, 1995: Die Enge der Beziehung zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – und umgekehrt, *Zeitschrift für Soziologie* 24: 75–94.
- Szydlik, Marc*, 1998: Lebenslange Solidarität – Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Habilitationsschrift zur Erlangung der Venia legendi für Soziologie beim Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I der Freien Universität Berlin.
- Szydlik, Marc*, und *Jürgen Schupp*, 1998: Stabilität und Wandel von Generationenbeziehungen, *Zeitschrift für Soziologie* 27: 297–315.
- Wagner, Gert, Andreas Motel, Katharina Spieß* und *Michael Wagner*, 1996: Wirtschaftliche Lage und wirtschaftliches Handeln alter Menschen. S. 277–299 in: *Karl Ulrich Mayer* und *Paul B. Baltes* (Hg.): Die Berliner Altersstudie. Berlin: Akademie Verlag.
- Weinert, Andrea*, 1993: Das Geschlecht des Reichtums ... ist männlich, was sonst! S. 165–181 in: *Ernst-Ulrich Huster* (Hg.): Reichtum in Deutschland. Der diskrete Charme der sozialen Distanz. Frankfurt a.M./New York: Campus.

*Korrespondenzanschrift:* PD Dr. Marc Szydlik, Freie Universität Berlin, Institut für Soziologie, Babelsberger Straße 14-16, D-10715 Berlin, E-Mail: [szydlik@zedat.fu-berlin.de](mailto:szydlik@zedat.fu-berlin.de)